

dtv

Eine Fahrt Richtung Vergangenheit, nach Bordighera an der italienischen Riviera, dahin, wo der Erzähler in Gedanken schon so oft gewesen ist, ins Hotel Angst – benannt nach seinem Besitzer Adolf Angst, ein Luxushotel der Jahrhundertwende, eine Titanic unter den mondänen Prachthotels dieser Welt. »Hotel Angst« erzählt sowohl die Geschichte dieses magischen Ortes als auch von einer Obsession – denn der Vater des Erzählers träumte davon, das Hotel Angst wieder zu eröffnen.

John von Düffel, geboren 1966 in Göttingen, ist Schriftsteller, Dramatiker und Übersetzer. Zur Zeit ist er als Dramaturg am Hamburger Thalia Theater tätig. Er wurde u. a. mit dem aspekte-Literaturpreis, dem Ernst Willner-Preis, dem Mara Cassens-Preis und dem Nicolas Born-Preis ausgezeichnet.

John von Düffel

Hotel Angst

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von John von Düffel sind
im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Vom Wasser (12799)
Zeit des Verschwindens (12939)
Ego (13111)
Schwimmen (13205)
Houwelandt (13465)

Ungekürzte, vom Autor neu durchgesehene Ausgabe

Juni 2007

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co.KG,

München

www.dtv.de

© 2006 DuMont Literatur und Kunst Verlag GmbH

und Co.Kommanditgesellschaft, Köln

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: Klaus Frahm

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13571-9

Du bist seit Jahrzehnten nicht mehr nach Italien gereist, sondern deinen Eltern und später dem Strom der Touristen nach Spanien und Griechenland gefolgt, in die Türkei, nach Lanzarote und auf die Balearen. Urlaub in Italien, das war Kindheit, Vorpubertät, das waren endlose Stunden auf dem Rücksitz in Unfrieden mit deinem Bruder, Ratespiele, Käsekästchen, umgedrehte Kassetten und immer wieder Reiseübelkeit. Ungute Erinnerungen an die Alpen, an endlose Serpentinaen und Paßstraßen in der Schweiz, vermutlich aus der Zeit, als einer der großen Tunnel durch den St. Gotthard oder den San Bernardino noch nicht eröffnet oder vorübergehend geschlossen war. Ewiger Schnee und blitzblauer Himmel beim Erreichen des Gipfelkreuzes, in Sandalen und kurzen Hosen den Souvenirstand gestürmt, Wappen, Wurzelholz und Toblerone, wie mußte sich Hannibal mit seinen Elefanten hier oben gefühlt haben? In Karawanen von Wohnwagen und Bussen Schlangenlinien abwärts, Felsklüfte im Seitenfenster, spärliche Leitplanken zwischen dem Abgrund und dir, ansonsten nur Berg und daneben das Nichts. Dein Bruder, grün im Gesicht, leidet mit geschlos-

senen Augen und schiefgezogenem Mund, du aber kannst dich nicht losreißen vom Blick in die Tiefe, du willst sehen, wohin du fällst.

Dann endlich Ebene! Wiesen, Felder, weithin ausgerolltes Land, der Po ein Rinnsal unter der Sonne, mehr Flußbett als Fluß. Freudlose Zwischenstops in immer kürzeren Abständen, während der Verkehr so erbarmungslos vorbeidonnert, daß du dein eigenes Wort kaum verstehst, und eben noch warst du ein Teil davon. Der letzte Proviant, schlappe, schwitzende Butterbrote, warme Limonade und das unselige Warten auf den nächsten Halt, aber – merkst du was? – die Luft, das Licht, alles ist anders.

Sie will und will nicht kleiner werden, die Kilometerzahl bis Genua, weißreflektierende Ziffern auf hellgrünem Grund, und immer wieder Maut-Stationen, Millionenbeträge in Lire, knittriges Spielgeld aus dem Fenster gereicht, du hörst die ersten Brocken Restaurantitalienisch aus dem Mund deines Vaters, grazie, prego, Schranke auf! Am Straßenrand Tramper von der traurigen Gestalt, Schilder aus Karton vor der Brust. Einige schlafen im Stehen, andere hocken wie Bettler neben der Fahrbahn, Kopf auf den Knien, Daumen raus, einer betet, doch du hast noch nie ein Auto halten sehen, noch nie erlebt, daß einer von ihnen erlöst wird, Vater, Mutter, Kind, Kind, kommt ein Wagen vollgeladen, einer nach dem anderen, immer dasselbe Bild.

»Das Meer«, hörst du sagen und schreckst aus dem Halbschlaf, in dem du geschwitzt hast, Salz auf der Oberlippe. In der Ferne vages Blau, eine Dunsthaube, kein Wasser, sondern das untere Ende eines vom Himmel gekappten Regenbogens, Hitzeschlieren in der Luft, silberblaue Spiegelungen auf dem Asphalt wie flimmernde Pfützen voraus, Oleander auf dem Mittelstreifen, blühende Büsche, die hängenden Gärten der Küstenautobahn, und immer wieder Tunnel, lange Tunnel, kurze Tunnel, Tunnel durch Weinberge, Tunnel durch Klippen und karges Gestein. Tunnellängenraten ist die einzige Beschäftigung, die dir und deinem Bruder bleibt. Selbst bei Geröllhalden und Hügeln, die man nach Ansicht des gemeinen deutschen Autofahrers einfach hätte wegsprengen können, haben die Maut-Betreiber Schilder mit Tunnelnamen und Längenangaben aufgestellt, so als würden sie weder Kosten noch Mühen scheuen für eine harmonische Verbindung von Natur und Autobahn.

Dein Vater, nach zehn, zwölf Stunden am Steuer um Jahre gealtert, nimmt an den Verhandlungen über Hunger, Durst und Waffeleis nicht teil. Er starrt auf die Straße, als müßte er das Gestrichel der Fahrbahnmarkierungen entziffern. Im Wechsel mit dem natrongelben Schein der Tunnelampen trifft ihn die gleißende Sonne, ohne daß er eine Miene verzieht. Du siehst sein Gesicht im Spiegel, die hoh-

len Wangen, bläulichen Bartschatten, die Müdigkeit um seine Augen. Doch er scheint nichts davon zu spüren, er ist auf einen einzigen Punkt konzentriert, ein Mönch im fortgeschrittenen Stadium der Meditation, eingeworden mit dem Motor, der Bewegung. Er hat seine sterbliche Hülle hinter sich gelassen.

Mit einer sanften Berührung, mit auf der Rückbank kaum hörbaren Einflüsterungen bringt deine Mutter ihn dazu, die nächste Ausfahrt zu nehmen. Die Landschaft verlangsamt, die Stille legt einen anderen Gang ein – nie wieder hatte das Wort »Klopfzahl« eine solche Bedeutung wie damals in eurem VW. Auf engen, gewundenen Straßen geht es hinunter in einen Küstenort kurz vor San Remo. Dein Bruder bekommt sein Schokoladen-Erdbeer-Eis, deine Mutter nimmt aus Liebe zu einheimischen Spezialitäten Pistazie, du bevorzugst »solo« Vanille, zwei Kugeln. Dein Vater will nicht einmal lecken. Er hat einen Zustand absoluter Bedürfnislosigkeit erreicht. Seinen Körper jetzt nähren hieße, ihn wieder zum Leben zu erwecken. Das ist nicht erwünscht. Am liebsten wäre der alte Mann durchgefahen, ohne Halt, so wie du jetzt auf der Straße der Erinnerung, du stoppst nicht einmal in San Remo, obwohl du die allerersten Italienurlaube mit den Eltern dort verbracht hast, bevor es zu schick und zu teuer wurde. Du fährst, ohne zu den Jachthäfen und Motorbootanlegern hinunterzu-

schauen, weiter in Richtung Vergangenheit, nach Bordighera, dahin, wo du in Gedanken so oft gewesen bist, ins Hotel Angst.



Es war der Traum deines Vaters, dieses Grandhotel an der italienischen Riviera, die erste Adresse zu Zeiten der Jahrhundertwende. Sämtliche Größen aus Adel, Politik und Hochfinanz stiegen dort ab. Sogar Queen Victoria hatte damals für eine ganze Saison reserviert. Landauf, landab gab es kein geschichtsträchtigeres Haus: Lazarett im Ersten Weltkrieg, anschließend mit großem Aufwand wiedereröffnet, um den Tod und den Schrecken des Krieges auszutreiben und noch einmal anzuknüpfen an die Blütezeit der Belle Epoque. Dann kam Mussolini, hielt dort Geheimtreffen ab, requirierte den Hotelpalast für die Faschisten, Zweiter Weltkrieg, die Italiener, die Deutschen, die Franzosen, die Engländer, alle haben sie ihre Spuren hinterlassen. Seitdem steht es leer, das Angst, als hätte es zu viel gesehen. Im Ort erzählen sich die Alten mit gedämpften Stimmen Spukgeschichten über dieses Geisterhaus, und wer nachts daran vorbei muß, wechselt auf die andere Straßenseite. Dabei war »Angst«, wie dein Vater betonte, der Familienname des Hotelbesitzers, Adolf – oder auch Adolpho –

Angst, ein ehemaliger Kavallerieoffizier aus der Schweiz, der sich in den Kopf gesetzt hatte, die glamouröse große Welt an diesen kleinen Badeort zu locken. Sein Name sollte in den besten Kreisen Europas zum Begriff werden.

Du hast natürlich nie dort übernachtet, unter dem reichverzierten Giebel, auf dem ANGST steht, du bist nie bis auf das Dach des Grandhotels geklettert, auf dem der Namenszug in mannshohen Buchstaben dem Wetter trotzt, und wenn du durch das schmiedeeiserne Tor geschlüpft bist, über das sich dieses Wort wie eine Mahnung erhebt – ANGST mit einem Querbalken unter dem G –, dann mit dem Gefühl, eine Schwelle zu überschreiten in eine andere Welt. Verwaist und unnahbar stand es da, schon damals, als ihr zum ersten Mal in Bordighera ankamt und dein Vater vor dem Hotel hielt, als sei er am Ziel. Das Personal war längst in alle Winde verstreut, und die Gäste, sofern sie noch lebten, genossen den Luxus anderswo an der Riviera.

Doch das Hotel war nicht tot, es war bewohnt von seiner Vergangenheit, erklärte dein Vater mit einem Leuchten in den Augen, das wie Stolz war. Für ein solches Hotel sind hundert Jahre keine Zeit, sagte er, alle seine Geschichten fingen so an. Und er zeigte dir und deinem Bruder, wie man sie sehen konnte, die besseren Tage, ihr brauchtet euch nur unten auf die Via Romana zu stellen und so lange

hinaufzuschauen zu dem majestätischen Hügel, dem Park mit den Palmen, dem prunkvollen, sechsstöckigen Bau, bis der Blick allmählich verschwamm. Dann floß die abblätternde Farbe zu einem leuchtend weißen Anstrich zusammen, die zerbrochenen Fenster und Fensterläden wurden wieder ganz, und manchmal, nachts, kehrte das Licht zurück in die verwaisten Säle und Gemächer, behauptete dein Vater. Aber da schläft ihr schon, sagte er.

Und jetzt stehst du wieder hier, vor den Toren des Angst, älter als dein Vater damals, mit Blick auf die geschwungene Freitreppe, die imperiale Fassade und das pavillonartige Vestibül, das in die Säulenhalle des Hotels übergeht und weiterführt zu den großen Sälen und Salons, zu den Restaurants, dem legendären Bridge-Club, der hoteleigenen Bibliothek und den einhundertachtzig Zimmern und Suiten der Luxusklasse, den ersten an der italienischen Riviera, die ihren Gästen fließend warmes Wasser, Bad und WC sowie eine moderne Zentralheizung zu bieten hatten, wie dein Vater jedesmal hervorhob, obwohl ihr immer im Sommer dort wart und eine Zentralheizung so ziemlich das letzte war, was man brauchte. Es ist Abend. Ein heißer Tag geht zu Ende. Die kleine Stadt schöpft langsam wieder Atem. Von dem verwilderten Palmengarten, den ausgeschlagenen Feigenbäumen, Weinstöcken und Oliven hinter den Mauern des Parks steigt eine milde Süße den Hang

herab. In der schwülwarmen, schwülstigen Luft liegt Musik, einzelne Klänge, du denkst an »Tosca«, an Koloraturen, große italienische Oper, dein Vater hätte sofort daran gedacht, doch es kommt nicht aus dem Hotel.

Aber vor hundert Jahren, also vor fast keiner Zeit, wie dein Vater meinte, hättest du auf einer der palmenüberschatteten Terrassen die deutsche Kaiserin im Gespräch mit Marschall Moltke sehen können, die Prinzen von Hohenzollern, Großfürst Cirillo von Rußland und etwas weiter im Hintergrund den belgischen König neben den ranghöchsten Kurgästen des britischen Empire, dem halben House of Lords und deren Ladies. Dein Vater kannte sich aus in diesen Dingen, er wußte zu erzählen, daß die Engländer und nicht die Deutschen den Italentourismus erfunden hatten, sehr, sehr britische Aristokraten, Fabrikanten, Geschäftsleute mit ihrem Gefolge, Kindermädchen, Hauslehrern, Dienstboten, die sich wie die eigentlichen Gastgeber fühlten, wenn das internationale Publikum von Frankreich her zu den hoteleigenen Veranstaltungen strömte, den rauschenden Ballnächten im Bridge Club, den großen Konzerten im Festsaal, den Abendgesellschaften, über die alles sprach von Nizza bis Alassio. Auf der Freitreppe das Defilee der vornehmen Gesellschaft, die oberen Zehntausend, deren Kommen und Gehen von den Klatsch- und Gesellschaftsreportern des dreisprachigen Bordighera-Jour-

nals verfolgt wurde genauso wie von den englischen, französischen, italienischen und deutschen Tageszeitungen, die auf Neuigkeiten aus den Fürstenhäusern lauerten. Man glaubt es kaum, pflegte dein Vater seine Aufzählungen bedeutender Gäste zu beenden, wieviel Europa im Hotel Angst ein- und ausging, vor dem Ersten Weltkrieg.

Dein Vater war fasziniert von dieser Zeit. Doch du erinnerst dich, daß dir immer ein bißchen unheimlich zumute war, wenn er euch die alten Fotografien zeigte, Damen in weißen Reifröcken und Rüschen, Herren mit Frack und Zylinder, unbewegliche Mienen mit wechselnden Bart- und Hutmoden, Menschen, deren historische Bedeutung du nicht kanntest, die es aber im Stillhalten zu äußerster Meisterschaft gebracht haben mußten, denn nie war einer von ihnen verwischt oder verwackelt. Unmöglich zu sagen, ob du mit ihnen hättest leben können, mit diesem Maß an Steifheit und Strenge. Doch was für diese Gesellschaft sprach, für all die gekrönten und ungekrönten Häupter Europas, die sich im Hotel Angst ein letztes Mal hochleben ließen, war ihre Vergänglichkeit. Sie feierten ihre Ballnächte und Dinners am Abgrund der Zeit und schienen insgeheim darum zu wissen, so wie sie sich in Positur warfen vor dem Kameraauge der Ewigkeit. Sie wußten schon damals, daß sie eigentlich nicht mehr existierten, sondern so etwas waren wie Gespenster zu Lebzeiten, die sich noch

einmal versammelt hatten für einen letzten körperlosen Tanz im Spiegel des Verschwindens. Das Hotel Angst war ihre Titanic, es war die Herrlichkeit und Weihe ihres Untergangs, es war das Wrack, mit dem sie langsam, aber unausweichlich in die Tiefe sanken, auf den Grund der Vergangenheit, von dem es heute noch aufragt bis in unsere Zeit, eine Titanic des Festlands, erhaben in ihrem Unheil, glamourös in ihrem Verfall. Und so steht das Hotel noch immer da, der untergegangene Traum einer Epoche, und macht dem Namen *Angst* heute vielleicht mehr Ehre denn je.

Du hättest deinem Vater gerne erzählt, was für ein Gefühl es war, mit deinem Bruder heimlich durch das Tor zu schlüpfen und dich im Schutz der wildwuchernden Palmen und Büsche bis an die Freitreppe heranzuschleichen, geduckt weniger aus Furcht vor argwöhnischen Nachbarn als vor den vielen toten Augen, mit denen das Hotel auf dich herunterschaute. Es war wie auf dem Grund des Meeres, wie das Eintauchen in die Unterwasserwelt einer versunkenen Zeit. Aber du hattest weder die Worte noch den Mut, es ihm zu sagen.

Statt dessen stehst du da, betäubt von Stille. Die Tosca-Koloraturen, wenn es sie je gegeben hat, sind verstummt, alles klingt dumpf, gedämpft, wie eingeschneit unter der lautlos herabrieselnden Dämmerung, während du noch immer an der Via Romana wartest, du weißt nicht, wie

lange, du weißt nicht, worauf. Keine Passanten, kaum Verkehr, nur ein dreirädriger Transporter fährt vorbei, Gerümpel auf der Ladefläche, das Radio laut aufgedreht, arabisch-orientalische Klänge, halb Gesang, halb Gebetsruf, mit deinen Ohren stimmt was nicht, alles wird lauter, je weiter es sich entfernt, du warst zu lange unterwegs.



Du warst nicht bei ihm, als er starb. Deine Mutter und dein Bruder hatten dich zwei Stunden zuvor abgelöst. Doch sie sagten, er sei sanft entschlafen, wie man das so sagt, er habe friedlich ausgesehen. Letzte Worte, einen Hilferuf oder ein verzweifelt Aufbäumen habe es nicht gegeben. Er sei mit geschlossenen Augen gestorben, sagten sie, und du hast keinen Grund, daran zu zweifeln.

Die Tage und Nächte davor, jedesmal, wenn du aus dem Zimmer gingst, war dir, als könnte es das letzte Mal gewesen sein, daß du ihn lebend siehst. Du hattest fest damit gerechnet, und trotzdem traf dich die Endgültigkeit mit voller Wucht. Du wirst ihn nicht mehr lebend sehen. Aber was hieß das schon, zuletzt.

Es war nicht leicht, in dem bleichen, abgemagerten Körper, der so verschwindend wenig Raum einnahm unter den weißen Laken, deinen Vater zu erkennen. Doch es gab

Augenblicke, in denen er wieder da zu sein schien. Manchmal, wenn er den Kopf auf dem Kissen ein kleines Stück zur Seite wandte, ähnelte er sich für einen Moment. Es war, als würden sich seine Gesichtsmuskeln erinnern. Und morgens, wenn du die Vorhänge aufzogst und die Sonne ins Zimmer schien, hatte er nicht selten einen beinahe schelmischen Zug um den Mund, kein Lächeln, dazu reichte die Kraft nicht, sondern eine Art höheren Humor, eine weltabgewandte, überirdische Heiterkeit.

»Morgen ist auch noch ein Tag«, sagte eine Greisin draußen auf dem Korridor, als du vorübergingst. Sie klang nicht bitter.

Das letzte Mal, daß du ihn nicht nur lebend sahst, sondern auch spürtest, war zwei Tage vor seinem klinischen Tod, als eine Schwester kam, die ihn umbettete, und du ihr zur Hand gingst. Während sie die Laken wechselte und glattstrich, hieltest du seinen Oberkörper. Er war so schwächig und zerbrechlich – ein kleiner Junge mit uralter Haut. Du hattest dich an seine geschlossenen Augen und sein leeres Gesicht dermaßen gewöhnt, daß du einen Schreck bekamst, als er auf einmal zu dir aufschaute. Es war kein Entsetzen in seinem Blick, auch kein Schmerz, nur diese Verwunderung, als wollte er dich fragen, »wie geschieht mir?« Darauf warst du nicht vorbereitet. Er weiß von nichts, schoß es dir durch den Kopf, das Entsetzen war

ganz auf deiner Seite. Du wolltest nicht derjenige sein, der ihm beibringen muß, daß er stirbt. Reflexartig schautest du zu der Schwester hinüber, die mit ihrer Routine fortfuhr und deine Verunsicherung nicht bemerkte. Doch dein Vater ließ dich nicht aus den Augen, erstaunt wie ein Kind und genauso vertrauensvoll.

»Ja«, sagtest du halblaut, in beschwichtigendem Tonfall, »ja, ja.« Du wußtest im Moment keinen besseren Trost. Doch du wolltest Stärke zeigen, Festigkeit, obwohl es dir die Eingeweide umdrehte, denn es war dein Kinderblick, mit dem er dich ansah, und seine Zuversicht, die du ihm zurückgeben mußtest, wenigstens zum Schein. »Hab keine Angst.«



Es wird Zeit, sich etwas für die Nacht zu suchen, eine kleine Pension am Capo San Ampelio oder ein Hotel am Bahnhof, der einem Kurhaus gleicht mit Blick aufs Meer, keine hundert Meter vom Wasser entfernt. Der Schienenstrang zu beiden Seiten säumt die Küste der Riviera, eine Bilderbuchstrecke, du erinnerst dich an einen Familienausflug vor Jahrzehnten, Strandrundfahrt nannte es dein Vater und deine Mutter lachte, sie hörte gar nicht mehr auf und steckte euch mit ihrem Lachen an, ohne daß ihr wuß-

tet, warum. Doch im Unterschied zu früher, als die Norditalienische Eisenbahn Touristen aus aller Welt nach Bordighera brachte, wart ihr die einzigen Fremden im Zug, neben Pendlern, Bauern und Marktfrauen, die über deinen Bruder und dich schmunzelten, als würdet ihr sie an etwas erinnern, so wie ihr die Nasen an die staubigen Zugfenster drücktet, um nach Motorbooten, Wellen und Wellenbrechern Ausschau zu halten. Als wäre das, was ihr seht, schon nicht mehr da.

Du stellst den Wagen auf dem Bahnhofsparkplatz ab und orientierst dich an Geschäften und Schildern, die sich nicht mehr ähneln. Vage sind deine Erinnerungen an die zweit- und drittklassigen Pensionen, in denen ihr damals abgestiegen seid, sie waren alle gleich, gleichermaßen stickig, gleichermaßen schäbig, ein Labyrinth aus abgewetzten Läufern, knarrenden Treppen, engen, ächzenden Fahrstühlen, die Zimmer wie Dachkammern mit alten, zusammengestückelten Möbeln, verschlossenen Schränken und schweren, nach Mottenpulver riechenden Vorhängen, ein lastendes, schlecht gelüftetes Schattenreich, in das ihr euch regelmäßig zurückziehen mußtet, vertrieben von der Mittagshitze und dem in der Sonne glühenden Sand.

Die kleine Stadt hat sich an den Durchgangsverkehr gewöhnt. Die Fassaden der Geschäfte sind geschwärzt von Dieselruß und Korrosion, die Passanten auf den schmalen

Bürgersteigen heben nicht einmal den Kopf, wenn neben ihnen ein LKW vorbeidonnert. Du erkennst die Wege von früher kaum wieder, die du gegangen bist, wie um zu bleiben. Die meisten Straßennamen kommen dir bekannt vor, aber vielleicht bildest du dir das bloß ein. Nur an das Wörtchen »marode« erinnerst du dich genau, die Lieblingsvokabel deiner Mutter für den Zustand vor und nach dem Mittagsschlaf: »Marode« von Sonne und Salz gingt ihr nach dem Essen aufs Zimmer, »marode« krocht ihr unter festgesteckte Laken, dünnes, Kühlung verheißendes Leinen, unter dem man lag wie aufgebahrt, so daß du unweigerlich anfangst, es krauszuziehen und dich nach Kräften freizustrampeln, was auch keine Linderung brachte. »Marode« hast du dich jeden Mittag hin und her gewälzt, neben dir der seufzende Atem deines kleinen Bruders im Halbschlaf, draußen immer wieder Taubengurren, Flügelschlagen auf dem Fensterbrett, dunkle Stimmen im Flur, Wasserprasseln von einer nahegelegenen Dusche, und ganz entfernt der weißrauschende Saum der Brandung, den du dir am liebsten über den Kopf gezogen hättest, diesen luftigen Stoff aus Stille, Seewind, Meeresschaum. Doch selbst wenn es dir gelang, deinem klebrigen Körper ein Schnippchen zu schlagen und in den Schlaf zu entfliehen für eine aus dem Tag gefallene halbe Stunde, selbst wenn dich das Gewäsch der Wellen irgendwann davontrug, rätselhaft und unent-

wirrbar wie ein Fiebertraum, so viel war sicher: Du würdest »marode« wieder aufwachen.

Unbewohnbar war die Welt von eins bis nachmittags. Das konnte man nicht ändern, nur hinnehmen. Es war eine der Lehren dieses Landes, daß es keinen Sinn hatte, gegen die Hitze, gegen den Stillstand unter der Sonne aufzubegehren. Alles ging vorüber.

Nur dein Vater zeigte unermüdlichen Elan und legte eine Geschäftigkeit an den Tag, die sogar der Mittagshitze trotzte. Während sich der marode Rest der Familie nach dem Essen aufs Zimmer verzog, trank er genüßlich einen Espresso, rauchte eine seiner nach Harz und Lakritze riechenden Urlaubszigaretten und machte sich an die Arbeit. Er saß auf überschatteten Terrassen, in nahegelegenen Cafés, an den Tischen im Spiel- oder Speisezimmer, zeichnete und vergaß die Zeit. Die filterlosen Zigarettenstummel auf seiner Untertasse waren nicht selten zu grauschwarzen Aschewürmern verbrannt. Euer Vater träumt mit offenen Augen, wiederholte deine Mutter ihren immergleichen Scherz.

Doch wenn du noch halb benommen von Schlaf oder Schlaflosigkeit die Treppe herunterkamst, trafst du ihn häufig im Gespräch mit anderen Männern, aufgereggt gestikulierend in gebrochenem Englisch oder Französisch. Dein Vater schien überhaupt keine Ruhe zu brauchen, an-